

38. Historizität

1. Historizität als Symptomwert
2. Historizität auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems
3. Funktionen der Historizität
4. Historizität als Gegenstand von Sprachbewusstsein
5. Literatur (in Auswahl)

1. Historizität als Symptomwert

Texte – sprachliche Äußerungen überhaupt – sind pragmatische Größen: Arten und Weisen des menschlichen Handelns. Als solche erfüllen sie unterschiedliche Funktionen, in der Regel mehrere auf einmal. Welche Funktionen man unterscheidet, hängt dabei vom theoretischen Zugriff ab; bekannte Modelle stammen von Bühler (1934) und Jakobson (1960). Reichmann (1976: 1–4) nennt vier sprachliche Funktionen: Darstellungsfunktion – d. h. sprachliche Fassung von Realität –, Erkenntnisfunktion – d. h. Konstitution und/oder Vermittlung von Erkenntnis (die als solche sprachlich bedingt oder zumindest mitbedingt ist) –, Kommunikationsfunktion – d. h. zweckgeleitetes, adressatenorientiertes sprachliches Handeln – und Symptomfunktion. Letztere „besteht darin, daß sich jeder Sprecher als Individuum und als Angehöriger einer sozialen Schicht oder Gruppe von andern Individuen bzw. Angehörigen anderer Schichten oder Gruppen sprachlich unterscheidet“ (Reichmann 1976: 4). Die Symptomatik des Sprechens (oder Schreibens) ist die Tatsache, dass ein Sprecher oder Autor sich in der Regel unabsichtlich als Angehöriger einer bestimmten Schicht oder Gruppe zu erkennen gibt, anders gesagt: dass es „zu einer bestimmten Einschätzung des Sprechers durch den Hörer“ kommt (Reichmann 1976: 4).

Hinsichtlich der Symptomfunktion können somit einer sprachlichen Äußerung unterschiedliche – in der Regel: sich überlagernde – „Symptomwerte“ (Reichmann 1989: 117–125) zugeschrieben werden, beispielsweise eine sprachräumliche (dialektale oder diatopische), eine soziale (diastratische) oder eine zweckbezügliche (funktionalstilistische oder diaphasische) Spezifik. Die sprachliche Symptomfunktion ist seit der Antike bekannt; sie begegnet unter anderem im Alten Testament (Richter 12,5 f.) und im Neuen Testament (Matth. 26,73; Mark. 14,70).

Ebenfalls symptomwertspezifisch ist die historische (diachronische) Dimension der Sprache: Eine sprachliche Äußerung kann anhand bestimmter Phänomene des Sprachgebrauchs mehr oder weniger genau einer bestimmten Periode der Sprachgeschichte zugeordnet werden. Eben dies macht ihre Historizität aus. Nimmt man (mit Bär 2009: 95) eine Fünfgliederung der deutschen Sprachgeschichte an – „1. ca. 750 bis ca. 1050: Althochdeutsch, 2. ca. 1050 bis ca. 1350: Mittelhochdeutsch, 3. ca. 1350 bis ca. 1650: Älteres oder Frühneuhochdeutsch, 4. ca. 1650 bis ca. 1950: Mittleres Neuhochdeutsch, 5. ab ca. 1950: Jüngeres oder Spätneuhochdeutsch“ –, so sind die folgenden Textbeispiele als charakteristisch für jeweils eine dieser Perioden zu interpretieren:

Althochdeutsch:

Uuas intagun Herodes thes cuninges Iudeno sumer biscof namen Zacharias fon themo uuehsale Abiases Inti quena Imo fon Aarones tohterun Inti Ira namo uuas Elisabeth,

siu uuarun rehtiu beidu fora gote gangenti In allem bibotun Inti In gotes reht festin uzzan lastar, inti niuuard In sun. bithiu uuanta Elisab&h uuas unberenti. Inti beidu fram gigiengun In Iro tagun. (Tatian ca. 830: 25 f.)

Mittelhochdeutsch:

sô ein meister bilde machet von einem holze oder von einem steine, er entreget daz bilde in daz holz niht, mêr er snidet abe die spæne, die daz bilde verborgen und bedeket hâten; er engibet dem holze niht, sunder er benimet im und grebet ûz die decke und nimet abe den rost, und denne sô glenzet, daz dar under verborgen lac. (Meister Eckhart, Von dem edelen menschen, Anf. 14. Jh.; Quint 1963: 113)

Frühneuhochdeutsch:

Als auff ein zeit ein mechtig schiff mit kauffmanschafft von Lunden aus Engeland gohn Lisabona in Portugal gantz wol gerüst fahren wolt, hand sich gar viel kaufleut zûsamen geschlagen, sich mit einander verbunden, in einer gemeinen geselschafft auff disem schiff in Portugal zû faren; dann viel under inen nie in dem künigreich gewesen waren. (Wickram [1556] 1903: 137)

Mittleres Neuhochdeutsch:

Einige Gegenstände des menschlichen Nachdenkens reizen, weil es so in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir diesem Reize folgen und uns in sie verlieren, je mehr werden sie alle zu Einem Gegenstande, den wir, je nachdem wir ihn in uns oder außer uns suchen und finden, als Natur der Dinge oder als Bestimmung des Menschen charakterisieren. (Schlegel 1800: 335)

Spätneuhochdeutsch:

Als ‚Stammgast‘ leide auch ich unter dem zunehmenden Müllberg. Früher war das Forum eigentlich immer Interessant; brisante und interessante Themen wurden angeschnitten, die es immer wert waren, gelesen zu werden. Heute mag ich nicht, trotz dem tollen SelfBrowser nicht mehr dazu durchringen ... einfach zwischendurch mal reinschauen, die Titel der Postings überfliegen, und wieder nen Abgang machen. (Internet-Forum 2000)

2. Historizität auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems

Historizität – im Sinne des vorstehend Gesagten: eine Gesamtheit sprachlicher Phänomene, hinsichtlich deren die Einschätzung einer sprachlichen Äußerung als zugehörig zu einem bestimmten Zeitabschnitt möglich ist –, lässt sich auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems konstatieren. Jeweils nur einige wenige Phänomene können hier kurz benannt werden. Für ausführlichere Darstellungen ist auf die einschlägige Literatur zu verweisen, beispielsweise Admoni (1990); Paul (1989); Moser, Stopp und Besch (1970 ff.); Reichmann und Wegera (1993); Maurer und Rupp (1974–1978) sowie die gängigen Sprachgeschichten des Deutschen, z. B. Sonderegger (1979); Polenz (1991–1999); Besch et al. (1998–2004).

Typisch für das Althochdeutsche sind in der Lautung beispielsweise die zum Mittelhochdeutschen hin bereits zu unbetontem *e* abgeschwächten vollvokalischen Nebensilben; in der Schreibung symptomatisch ist beispielsweise das anlautende *uu* vor Vokal

(Lautwert: *w*). Das Mittelhochdeutsche weist noch die im Frühneuhochdeutschen in den meisten Regionen nach und nach zu *ei*, *eu* und *au* diphthongierten langen Monophthonge *î*, *iu* (Lautwert *ï*) und *û* sowie die in etlichen Regionen nach und nach zu langem *i*, langem *ü* und langem *u* monophthongierten alten Diphthonge *ie*, *üe* und *uo* auf. In frühneuhochdeutscher Zeit vollziehen sich zudem einige weitere Lautwandelprozesse, so die Senkung (z. B. *künec* zu *König*, *sunne* zu *Sonne*), die Rundung (z. B. *zwelf* zu *zwoölf*, *flistern* zu *flüstern*) und die gegenläufige Entrundung (z. B. *küssen* zu *Kissen*, *nörz* zu *Nerz*).

In der Graphematik entwickelt sich im Lauf des Frühneuhochdeutschen (ab dem 16. Jahrhundert) eine immer konsequentere Großschreibung von Substantiven sowie am Satzanfang; Virgeln und später Kommata dienen mehr der syntaktischen als der prosodischen Gliederung; Satzzeichen wie Doppelpunkt, Fragezeichen und Ausrufezeichen tauchen erst ab dem 16. Jahrhundert in größerer Anzahl auf. Das mittlere Neuhochdeutsche zeichnet sich durch eine seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitgehend, seit der zweiten orthographischen Konferenz von 1901 dann vollständig normierte Orthographie aus – die dann in spätneuhochdeutscher Zeit, vor allem in den neuen Medien, zugunsten einer größer werdenden Variantenvielfalt wieder verloren geht.

In morphosyntaktischer Hinsicht kommt im Althochdeutschen das Substantiv im Satz noch ohne Artikel aus; der Artikel wird erst nach und nach fester Bestandteil der Substantivgruppe. Die Elementarsätze werden tendenziell zweigliedrig, d. h., die Subjektsposition wird auch dort – v. a. durch Personalpronomina – besetzt, wo die Verbform allein den Handlungs-, Vorgangs- oder Zustandsträger erkennen lässt. Im Mittelhochdeutschen setzen sich diese Tendenzen fort; hinzu kommen einige weitere Phänomene wie die Herausbildung des „Scheinsubjekts“ *es* (Admoni 1990: 84), d. h. des Vorfeldplatzhalters (*Es ist geschên, dez ich ie bat*: Walther von der Vogelweide).

Die frühe Neuzeit erfährt im Verbwortschatz – neben der Überlagerung und Auflösung der alten starken Verbklassen und dem Übergang von ehemals starken Verben in die schwache Flexion (z. B. *bellen*, *schneien*, *spalten*) und umgekehrt (z. B. *dingen*) sowie einigen Nivellierungen im Formenspektrum wie dem Zusammenfall der 1. und 3. Pers. Pl. Ind. Präs. Akt. – die Herausbildung eines Sechstempussystems nach lateinischem Vorbild. Das Alt- und Mittelhochdeutsche kannte demgegenüber nur zwei Tempora: Präsens und Präteritum. Im Bereich der Substantive zeigt sich im Frühneuhochdeutschen eine deutliche Tendenz zur Kasusnivellierung (z. B. mhd. Nom. *diu vrouwe*, Gen. *der vrouwen* vs. nhd. Nom. *die Frau*, Gen. *der Frau*); demgegenüber wird die Unterscheidung von Singular und Plural ausgebaut (z. B. mhd. *das/diu wort* vs. nhd. *das Wort/die Worte* bzw. *die Wörter*).

Syntaktisch sind in frühneuhochdeutscher Zeit unter anderem zu nennen: der Ausbau der Nominalgruppe durch Koordination sowie durch erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribute, der Stellungswechsel des adnominalen Genitivs (mhd. in der Regel *der sunnen schîn* vs. nhd. *der Schein der Sonne*) und damit einhergehend der Ausbau des Wortbildungsmusters *Determinativkompositum*, der Abbau der doppelten Verneinung, der Ausbau der Satzklammer, d. h. die Einklammerung großer Satzteile ins Mittelfeld, sowie die Profilierung der Subjunktionen (z. B. wird mhd. *da* differenziert durch die Unterscheidung von *als* und *weil*, semantisch differenziert werden *wenn* und *wann*, *denn* und *dann* sowie *während* und *indem*). Im Neuhochdeutschen und Spätneuhochdeutschen setzen sich diese Prozesse teilweise fort. Im Bereich der Wortbildung finden sich spätestens seit dem 19., verstärkt dann seit dem 20. Jahrhundert Kurzwörter, die es als Kürzungsphäno-

mene der gesprochenen Sprache wohl bereits viel früher gegeben hat, die aber in der Schriftlichkeit kaum nachweisbar sind. Ein typisch spätneuhochdeutsches – hauptsächlich in der gesprochenen Sprache und in konzeptionell mündlichen Textsorten, beispielsweise in den neuen Medien anzutreffendes – Phänomen sind die sogenannten Inflektive wie *krach*, *polter*, *denk*, *grübel*, *lächel* (vgl. Teuber 1998). Ebenfalls charakteristisch für die spätneuhochdeutsche Zeit – zumindest für viele Alltagstextsorten, unter anderem im Bereich der Medien – ist die Rückwendung zu stärker parataktischer Syntax mit reduziertem Satzrahmen.

Im Bereich des Wortschatzes gibt es wenig Kontinuität seit althochdeutscher Zeit. Viele althochdeutsche Lexeme sind ganz ausgestorben (*framngangan* ‚voranschreiten‘, *quedan* ‚sprechen‘, *quena* ‚Gemahlin‘, *rehtfesti* ‚Vorschrift, Gesetz‘, *truhtin* ‚Herr‘, *unberanti* ‚unfruchtbar‘ usw.) oder haben ihre Bedeutung stark verändert (*biscof* ‚Priester‘, nhd. *Bischof*, *seo* ‚Gewässer jeder Art, auch fließendes‘, nhd. *See*, *uuhsal* ‚Geschlecht‘, nhd. *Wechsel* usw.). Dasselbe gilt, wenngleich weniger deutlich ausgeprägt, für das Mittelhochdeutsche; Wörter wie *bræde* („gebrechlich, schwach“), *tougen* („dunkel, verborgen, heimlich“) sind heute unbekannt oder stark veraltet (*brethafft* ‚mangelhaft‘, *siech* ‚krank‘), Wörter wie *dick* („oft“), *hōchgezît* („Festivität jeder Art“), *milte* („Freigebigkeit“), *muot* („Gesinnung, Gemüt“), *riche* („mächtig, gewaltig, herrlich“), *vrom* („tüchtig, tapfer“), *vrouwe* („Herrin, Edeldame“), *wîp* (wertneutral: ‚Frau‘) haben ihre Bedeutung verändert. Selbst zwischen dem Neuhochdeutschen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts und dem Spätneuhochdeutschen des frühen 21. Jahrhunderts gibt es nennenswerte semantische Differenzen, die ein unmittelbares Verständnis beeinträchtigen. So bedeutet beispielsweise goethezeitliches *blöd(e)* ‚schwach; schüchtern‘, *schüchtern* ‚scheu‘, *grillen* ‚launenhaft sein; trübseligen Gedanken nachhängen‘ (von *Grille* ‚wunderlicher Einfall‘), *erbrechen* ‚ein Siegel aufbrechen, einen Brief öffnen‘ (*Da kam der Brief. Komanditchen erbrach und las*: Clemens Brentano), *Rock* ‚Jacke, Jackett, Oberteil des (männlichen) Anzugs‘; *lassen* kann die Bedeutung ‚aussehen‘ haben (*es ließ, als wollte er seinen Thränen entlaufen*: Wilhelm Heinrich Wackenroder), *hektisch* die Bedeutung ‚schwind-süchtig‘.

Einen deutlich ausgeprägten diachronischen Symptomwert haben Anredeformen (vgl. hierzu Besch 1996); so kennt das Mittelalter die 2. Pers. Sg. als alleinige Anredeform, die Differenzierung von 2. Pers. Sg. und 2. Pers. Pl. ist erstmals im 9. Jahrhundert belegt, die Differenzierung zwischen 2. Pers. Sg., 2. Pers. Pl. und 3. Pers. Sg. im 16. Jahrhundert, ergänzt durch die 3. Pers. Pl. Ende des 17. Jahrhunderts. Die bis heute gültige Differenzierung zwischen 2. Pers. Sg. und 3. Pers. Pl. greift seit dem späten 18. Jahrhundert. Ebenfalls zeitcharakteristisch sind bestimmte Titel, z. B. *Euer Liebden* (15.–19. Jahrhundert) oder *Wohlgeboren* (vom 15. bis 17. Jahrhundert v. a. für Adelige; ab dem 18. Jahrhundert im Gegensatz zu *Hochwohlgeboren* eher für Bürgerliche; im späteren 19. Jahrhundert obsolet werdend).

Auf textueller Ebene lassen sich einzelne Textsorten benennen, die in bestimmten Perioden der Sprachgeschichte noch nicht oder nicht mehr verbreitet sind. So erfährt das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit – insbesondere durch die Einführung des kostengünstigen Beschreibstoffs Papier in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern Mitte des 15. Jahrhunderts – eine explosionsartige Entwicklung des Textsortenspektrums. Vor allem Fachtexte, aber auch Privata wie Tagebücher werden nun breiter überliefert oder entstehen sogar völlig neu. Typisch für das 16. Jahrhundert sind beispielsweise die Flugschriften; Zeitungen

finden sich erstmals im 17. Jahrhundert. Das späte 20. und das frühe 21. Jahrhundert haben – vor allem im Bereich der neuen Medien – wiederum eine große Anzahl neuer, spezifischer Textsorten (z. B. Onlinechat, SMS) und -strukturen (Hypertextualität) hervorgebracht.

3. Funktionen der Historizität

Historizität als Eigenschaft von Texten bedeutet zunächst lediglich so viel wie *erkennbare Verortung in einer bestimmten Zeit*; dies muss keineswegs *die* oder eine bestimmte Vergangenheit sein (präteritale Historizität), sondern kann auch in die Zeitgenossenschaft des Rezipienten fallen (rezente Historizität). Die kommunikationspraktischen Funktionen von Historizität können entsprechend unterschiedlich und auch vielschichtig sein; lediglich einige wenige können hier exemplarisch umrissen werden.

Eine in der Regel unbeabsichtigte, ohne Weiteres jedoch auch gezielt einsetzbare Funktion von Historizität besteht in der emotionalen Affektion des Rezipienten. Indem bestimmte – meist in der Kindheit oder Jugend adaptierte – historische Textmuster aufgerufen werden, entsteht eine gefühlsmäßige Haltung des Rezipienten zum Text bzw. zum Sprecher, die mit dem konkreten Textinhalt wenig zu tun hat und über das bloße Wiedererkennen sprachlicher Formen hinausgeht. Das *Es war einmal* und andere Versatzstücke des klassischen Märchentons wirken, wie der Erfolg zeitgenössischer Märchenerzähler zeigt, auf viele Menschen bis heute faszinierend. Der auf Luthers Übersetzung zurückgehende altertümliche Bibelstil mit Markern wie *siehe* und der Konnektorpartikel *aber* (vgl. Sandig 2006: 279–280) kann im Gegensatz zu modernen, als tendenziell Alltagssprachlich empfundenen Übersetzungen eine nostalgisch-affirmative Rezeptionshaltung auch bei Personen evozieren, die über keine religiösen Bindungen verfügen.

In der Regel absichtsvoll eingesetzt wird Historizität, wenn es um die Anknüpfung an eine Traditionslinie geht. Dies kann unter anderem, wie im Fall von Kanzleistil, zum Zweck der Ausübung von Autorität erfolgen. Bereits in althochdeutscher Zeit ist erkennbar, dass Urkundensprache einen historisierenden Duktus sucht. Sonderegger (1961) hat am Beispiel der sogenannten St. Galler Vorakte gezeigt, dass in den Konzepten, die der Anfertigung althochdeutscher Urkunden vorangingen, eine modernere Sprachform gewählt wurde, wohingegen die Urkunden selbst dann in traditionellerer – und mit Sicherheit prestigehaltigerer – Form verfasst wurden.

Ebenso kann die Anknüpfung an eine tatsächliche, behauptete oder suggerierte Traditionslinie aus ideologischen Gründen erfolgen. Bis in die Gegenwart wird in manchen Tageszeitungen, beispielsweise der Frankfurter Allgemeinen, die Möglichkeit genutzt, traditionalistische Gesinnung typographisch (durch Fraktur) zum Ausdruck zu bringen. Ein weiteres Beispiel ist die archaisierende Graphie, Syntax und Metaphorik Jacob Grimms, die vor allem der Manifestation seiner Weltanschauung dient: Historizität ist für Grimm der Garant eben jener nationalen Einheit und eben jener sozialromantischen Vorstellungen, für die er sich auch politisch und wissenschaftsideologisch einsetzt (vgl. Bär 2010).

Eine häufig anzutreffende Funktion von textueller Historizität ist die der literarischen Verfremdung: Die in diesem Fall in der Regel künstlich erzeugte Historizität soll unge-

brochene Rezeption und unreflektierte Horizontverschmelzung im Gadamer'schen Sinn verhindern. Dies gilt beispielsweise für eine bestimmte, vor allem in der deutschen Romantik anzutreffende Art der Übersetzung, die zwischen ausgangssprachlicher und ziel-sprachlicher Orientierung oszilliert und bevorzugt auf ältere Texte angewandt wird (vgl. Bär 1999: 312–313). Auch die Figurenrede in erzählenden Texten kann historisierend gestaltet sein. In der deutschen Literatur bevorzugt gebraucht wird dieses Stilmittel in historischen Romanen, die deutsche oder germanische Vergangenheit thematisieren, beispielsweise in Felix Dahns *Ein Kampf um Rom*:

Und wer von uns nicht achtet dieses Eides und dieses Bundes und wer nicht die Blutsbrüder als echte Brüder schützt im Leben und rächt im Tode und wer sich weigert, sein Alles zu opfern dem Volk der Goten, wann die Not es begehrt und ein Bruder ihn mahnt, der soll verfallen sein auf immer den untern, den ewigen, den wüsten Gewalten, die da unter dem grünen Gras des Erdgrundes: gute Menschen sollen mit Füßen schreiten über des Neidings Haupt und sein Name soll ehrlos sein soweit Christenleute Glocken läuten und Heidenleute Opfer schlachten, soweit Mutter Kind koset und der Wind weht über die weite Welt. Sagt an, ihr Gesellen, soll's ihm also geschehn, dem niedrigen Neiding? (Dahn 1876: 20)

Die sprachliche Form unterstreicht die stoffliche Historizität: Tatsächliche oder vermeintliche Archaismen, lexikalische (*wann* statt *wenn*, *Neiding*, *kosen*, *Geselle*, *mit Füßen schreiten über*) und grammatische (reduzierte Satzklammer durch Auslagerung von Objekten ins Nachfeld, relativischer Anschluss mit Pronomen + *da*, Ersparung des Verbs *sein* im Relativsatz), suggerieren hier historische Authentizität; ebenso die alliterierenden – *stabreimenden* – Ausdrücke (*grünes Gras*, *Kind kosen*, *Wind weht über die weite Welt*, *niedriger Neiding*). All dies stellt die redende Figur (*Meister Hildebrand*) als jemanden dar, der einer vergangenen Epoche angehört. Demgegenüber wirkt es anachronistisch, wenn beispielsweise in einem Roman oder Historienfilm, der im Mittelalter spielt, eine der Figuren Ausdrücke der Gegenwart wie *sich entspannen* („sich von Belastung erholen“), *Problem* oder *intelligent* gebraucht.

Während bei Dahn, Gustav Freytag und anderen Verfassern deutscher Professorenromane des 19. Jahrhunderts die sprachliche Historizität ohne Ironie erscheint, ist sie in Thomas Manns Roman *Der Erwählte* ([1951] 1974) gerade eines der Hauptmittel der Ironie. Bei diesem Text handelt es sich um eine Bearbeitung des Gregorius-Stoffes. Das polyglotte Mittelalter wird durch eine hochartifizielle – von der Erzählinstanz zudem reflektierte (z. B. Mann 1974: 37) – Sprachmischung aus Mittelhochdeutsch und Altfranzösisch karikiert. Wie Bronsema (2005) aufgezeigt hat, geht Mann aber mit der Integration von Fachsprachen und auch modernen Fremdsprachen in seine Sprachfiktion über das Anliegen einer bloßen Archaisierung weit hinaus, „sodass [...] von einer überaus facettenreichen sprachlichen Verfremdung gesprochen werden muss“ (Bronsema 2005: 195).

4. Historizität als Gegenstand von Sprachbewusstsein

Die Historizität sprachlicher Äußerungen stellt – desto mehr, je ausgeprägter sie ist – ein potenzielles Verständnisproblem dar. Als historisch im Sinne von alt bzw. altertümlich gilt dasjenige, was man nicht mehr gut, kaum noch oder gar nicht mehr versteht

(wobei die Formulierungen *kaum noch* und *nicht mehr* zum Ausdruck bringen, dass es ein prinzipielles Bewusstsein von einer früheren Verstehbarkeit und von sprachlichem Wandel gibt).

Der kommunikationspragmatische Umgang mit Historizität lässt drei Möglichkeiten zu, von denen die beiden ersten als gezieltes Handeln, als sprachgemeinschaftliche *Strategien* erscheinen, die dritte jedoch als absichtslos und kaum reflektiert. Gemeint sind: erstens die Verlängerung von Verstehenstraditionen, d. h. die Weitervermittlung der Verstehensmöglichkeiten durch sprachhistorisch orientierten Unterricht; zweitens – in der Regel bei gesamtsprachgemeinschaftlich gesehen größer werdenden Verständnisproblemen – die textuelle Adaption, d. h. die *Übersetzung* älterer Texte in rezente Sprache; drittens – bei zu groß werdenden Verständnisproblemen – der Rezeptionsbruch: Ältere Texte werden gar nicht mehr gelesen oder zitiert und fallen der Vergessenheit anheim. Dabei ist klar, dass diese drei Möglichkeiten idealtypischer Natur sind. Sie schließen einander nicht im Sinne einer klar gegliederten Stufenfolge aus, sondern können sich in der Kommunikationspraxis einer Sprachgemeinschaft überlagern. Kleiner werdende soziale Gruppen – zunächst *die Gebildeten*, schließlich nur noch Fachleute – halten die Rezeption älterer Texte aufrecht und geben sie an ihresgleichen weiter, während die Sprachgemeinschaft im Ganzen mit denselben Texten ein Leben lang nicht in Berührung kommt und keinerlei Kenntnis von ihnen und ihren Inhalten hat.

Sonderegger (1979) hat die Historizität sprachlicher Äußerungen und den Umgang damit zu einem Prinzip der Sprachgeschichtsschreibung erhoben; die von ihm konstatierten „Verstehbarkeitsgrenzen“ (Sonderegger 1979: 190 u. ö.) kommen überein mit den üblicherweise angesetzten sprachhistorischen Periodengrenzen. Aus den bei Sonderegger angeführten Beispielen für explizite oder implizite Hinweise auf sprachwandelbedingte Verständnisprobleme sei hier nur der Fall des Schweizer Humanisten Aegidius Tschudi (1505–1572) genannt, der mit Blick auf das Althochdeutsche in den 1550er-Jahren schreibt: „Man versteht noch in etlichen alten clöstern uralte tütsche schrifften [...], die dieser zit gar unverstänlich sind“ (zit. n. Sonderegger 1979: 185). Mittelhochdeutsche Texte waren Tschudi hingegen noch ohne Weiteres verständlich (vgl. Sonderegger 1979: 185). Ihre Altertümlichkeit – und auch diejenige frühneuhochdeutscher Texte, die Tschudis eigenem Sprachgebrauch entsprachen – befremdete dann im späten 18. Jahrhundert die deutsche Romantik, beispielsweise Wilhelm Heinrich Wackenroder (vgl. Bär 2013).

Nimmt man Sondereggers Gedanken der „Verstehbarkeitsgrenzen“ ernst, so lässt sich damit auch für die in jüngerer Zeit häufiger vorgeschlagene Periodengrenze in der Mitte des 20. Jahrhunderts argumentieren: „Zentrale Schriften des 17. bis 19. Jahrhunderts, gelegentlich sogar Texte aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, sind durch den verwendeten Wortschatz, durch regionale und stilistische Eigenheiten, nicht zuletzt aber auch durch ihre komplexe sprachliche Struktur erklärungsbedürftig“ (Riecke 2009: 108). Dieses Phänomen führt dazu, dass seit einigen Jahren sogenannte klassische literarische Texte, die im schulischen Deutschunterricht nach wie vor eine Rolle spielen (oder spielen sollen), in Adaptionen auf den Markt gebracht werden. Eine Schullektürereihe, in der die Originaltexte „behutsam gekürzt und sprachlich vereinfacht, ungebräuchliche Wörter durch geläufige ersetzt, schwer verständliche Satzkonstruktionen aufgelöst“ sind, wird folgendermaßen gerechtfertigt: „Viele Jugendliche finden heute keinen Zugang mehr zu klassischen Texten. Das Verständnis und das Lesevergnügen scheitern oft an den sprachlichen Hürden“ (<http://www.cornelsen.de/lehrkraefte/reihe/r-4551/ra/konzept> [letzter Aufruf 10. 7. 2015]).

Als in dieser Weise adaptionsbedürftig werden nicht nur Autoren des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts angesehen, so Lessing (*Nathan der Weise*), Goethe (*Götz von Berlichingen*, *Die Leiden des jungen Werther* [sic], *Faust*), Schiller (*Die Räuber*, *Kabale und Liebe*, *Maria Stuart*, *Wilhelm Tell*), Kleist (*Das Erdbeben in Chile* [sic], *Die Marquise von O.*, *Michael Kohlhaas*, *Der zerbrochene Krug*), Eichendorff (*Aus dem Leben eines Taugenichts*) und E. T. A. Hoffmann (*Das Fräulein von Scuderi*), sondern auch solche des späteren 19. Jahrhunderts – Droste-Hülshoff (*Die Judenbuche*), Jeremias Gotthelf (*Die schwarze Spinne*), Keller (*Kleider machen Leute*, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*), Fontane (*Unterm Birnbaum*), Storm (*Pole Poppenspäler*, *Der Schimmelreiter*), Holz und Schlaf (*Familie Selicke*), Wedekind (*Frühlings Erwachen*) – und sogar Texte, die bis kurz vor 1950 publiziert wurden: Arthur Schnitzlers *Fräulein Else* (1924), Jakob Wassermanns *Gold von Caxamalca* (1928), Ödön von Horvaths *Jugend ohne Gott* (1937) und Stefan Zweigs *Schachnovelle* (1942). Es versteht sich, dass solche Angebote die sprachhistorische Entwicklung noch verstärken. So könnte Mitte, spätestens Ende des 21. Jahrhunderts die deutsche Sprachgemeinschaft ihre zweite literarische Klassik – die Weimarer Klassik um 1800 – kaum noch anders zu lesen imstande sein als ihre erste, die mittelalterliche Klassik um 1200: in Übersetzung. Dass sie dann noch etwas anderes sein wird als lediglich ein Forschungsgegenstand von Experten, muss bezweifelt werden.

Jenseits des konkreten kommunikationspragmatischen Umgangs mit Historizität, der, wie auch immer er beschaffen ist, per se eine Bewertung darstellt, gibt es die Möglichkeit der expliziten Bewertung. Die Skala reicht auch hier von *alteshrwürdig und daher zu bewahren und zu tradieren* bis hin zu *nicht mehr verständlich, kommunikationshinderlich und daher zu vermeiden*. Die erstere Position findet sich tendenziell eher in kulturpatriotischen Diskurszusammenhängen, wie sie beispielsweise in der barocken Sprachreflexion vorkommen (vgl. Gardt 1994: 129–188). Die letztere begegnet tendenziell eher in rationalistisch motivierten Diskurszusammenhängen, wie sie im Zeitalter der Aufklärung vorherrschen (vgl. Reichmann 1992). Vor kulturpatriotischem Hintergrund gilt hohes Alter als Wert an sich (vgl. Bär 2011: 164, 192–195). Insbesondere *alte Wörter* (Archaismen) werden als potenzielle Bereicherung der Gegenwartssprache angesehen und sollen daher vor dem Vergessen bewahrt werden. Diesem Anliegen dienen die historisch orientierten Wörterbuchprogramme bzw. -projekte von Schottelius, Leibniz, den Brüdern Grimm u. a. ebenso wie die Repoetisierungs Ideen der Romantik, insbesondere August Wilhelm Schlegels (vgl. Bär 1999: 116–139). Historische Zeugnisse, insbesondere solche, deren Alter durch eingeschränkte Verständlichkeit verbürgt ist, erscheinen aus dieser Sicht als Reminiszenzen an die Vergangenheit, der Vorbildcharakter für die eigene Gegenwart zugeschrieben wird: „Einen Falken auf der tüchtigen Faust [...] schaut der tapfere Held in seiner ritterlichen Tracht [...] gar fest und gebietend um sich her, während nach altdeutscher Weise aus seinem Munde Verse gehen, die derb und bieder in ihrer kaum mehr verständlichen Sprache an jene unverfeinerte, aber kräftige Epoche mahnen“ (Ahlefeld 1820: 114).

Vor aufklärerisch-rationalistischem Hintergrund wird von einer prinzipiellen kulturellen Höherentwicklung im Lauf der Geschichte ausgegangen, die auch die Sprache betrifft. Daher haben gebräuchliche Wörter der Gegenwart gegenüber veralteten Ausdrücken den höheren Wert; „die Menge guter Schriften, die unser Vaterland seit Opitzen hervorgebracht; und womit sonderlich dieses XVIII Jahrhundert fast alle Künste und Wissenschaften bereichert hat, giebt unsern Zeiten ein unstreitiges Vorrecht, die Art ihrer Wortfügungen der altfränkischen vorzuziehen“ (Gottsched 1762: 400). Daher prophezeit

Gottsched (Gottsched 1762: 397) einem Dichter, der sich auf „veraltete Worte“ – d. h. in diesem Fall: altertümliche Lautungen wie *sturban*, *wurfen*, *stunden* anstelle von *starben*, *warfen*, *standen* – kapriziert, dass er sich dadurch „einer Armuth im Verändern schuldig geben und lächerlich werden“ muss.

Den Vorwurf des Lächerlichen erhebt auch Adelung (1787: 132): Da veralteten Wörtern,

eben darum, weil sie veraltet sind, gemeiniglich ein komischer Nebenbegriff anklebt, eben so sehr als den veralteten Trachten und Sitten, so erhellet schon daraus, wie anstößig sie in der höhern Schreibart sind, deren hoher Grad der Würde nichts Komisches und Possirliches duldet. Dergleichen sind z. B. *traun*, *befahren* für *befürchten*, noch dazu zweydeutig, und daher mit Recht veraltet, *behagen*, *behaglich*, *drob*, *frommen*, *bider*, *Minne* u. s. f.

5. Literatur (in Auswahl)

Adelung, Johann Christoph

1787 *Ueber den deutschen Styl*. Bd. 2. Neue, verm. u. verb. Aufl. Berlin: Voß und Sohn.

Admoni, Wladimir

1990 *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.

Ahlefeld, Charlotte von

1820 *Erna. Kein Roman*. Altona: Hammerich.

Bär, Jochen A.

1999 *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus*. Mit lexikographischem Anhang. (Studia Linguistica Germanica 50.) Berlin/New York: de Gruyter.

Bär, Jochen A.

2009 Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Ekkehard Felder (Hg.), *Sprache*, 59–106. (Heidelberger Jahrbücher 53.) Berlin/Heidelberg: Springer.

Bär, Jochen A.

2010 Das romantische Modell. Jacob Grimms Konzept der Sprachgeschichte. In: *Ditura. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft* 7, 7–24.

Bär, Jochen A.

2011 Frühneuhochdeutsche Sprachreflexion. In: Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann (Hg.), *Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung*, 157–233. (Germanistische Linguistik 213–215.) Hildesheim/Zürich/New York: Olms.

Bär, Jochen A.

2013 Ansätze zu einer vergangenheitsbezogenen Wörterbucharbeit um 1800. Fußnoten zur Geschichte der historischen Lexikographie. In: Michael Prinz und Hans-Joachim Solms (Hg.), *vnuornemliche alde vocabulen – gute, brauchbare wörter. Zu den Anfängen der historischen Lexikographie*, 235–245. (Zeitschrift für deutsche Philologie 132, Sonderheft.) Berlin: E. Schmidt.

Besch, Werner

1996 *Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede in Deutschland heute und gestern*. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1578.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.)

1998–2004 *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. in 4 Teilbänden. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.) Berlin/New York: de Gruyter.

Bronsema, Carsten

- 2005 Thomas Manns Roman „Der Erwählte“. Eine Untersuchung zum poetischen Stellenwert von Sprache, Zitat und Wortbildung. Dissertation Universität Osnabrück. Online unter: <http://d-nb.info/990956563/34> (letzter Aufruf 3. 7. 2015).

Bühler, Karl

- [1934] 1982 *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Mit einem Geleitwort v. Friedrich Kainz. Ungekürzter Neudruck. (UTB 1159.) Stuttgart/New York: G. Fischer.

Gardt, Andreas

- 1994 *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N. F. 108.) Berlin/New York: de Gruyter.

Gottsched, Johann Christoph

- [⁵1762] 1970 *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*. (Documenta Linguistica, Reihe V.) Hildesheim/New York: Olms [repr. Nachdruck].

Internet-Forum

- 2000 *selfhtml.forum*. Online unter: <http://forum.de.selfhtml.org/archiv/2000/1/t10707/> (letzter Aufruf 3. 7. 2015).

Jakobson, Roman

- 1960 Linguistik und Poetik. In: Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert (Hg.), *Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, 83–119. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Mann, Thomas

- [1951] 1974 Der Erwählte. In: ders., *Gesammelte Werke in 13 Bänden*. Bd. 7, 7–261. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Maurer, Friedrich und Heinz Rupp (Hg.)

- 1974–1978 *Deutsche Wortgeschichte*. 3 Bde. 3., neu bearb. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter.

Moser, Hugo, Hugo Stopp und Werner Besch (Hg.)

- 1970 ff. *Grammatik des Frühneuhochdeutschen*. (Germanische Bibliothek, 1. Reihe.) Heidelberg: Winter.

Paul, Hermann

- 1989 *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 23. Aufl., neu bearb. v. Peter Wiehl und Siegfried Grosse.

Polenz, Peter von

- 1991–1999 *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. 3 Bde. Berlin/New York: de Gruyter.

Quint, Joseph (Hg.)

- 1963 *Meister Eckhart. Die deutschen Werke. Traktate*. Bd. 5. Stuttgart: Kohlhammer.

Reichmann, Oskar

- 1976 *Germanistische Lexikologie*. 2., vollst. umgearb. Aufl. von „Deutsche Wortforschung“. Stuttgart: Metzler.

Reichmann, Oskar

- 1989 Lexikographische Einleitung. In: Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann (Hg.), *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*. Bd. 1., 10–164. Berlin/New York: de Gruyter.

Reichmann, Oskar

- 1992 Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Harald Burger, Alois M. Haas und Peter von Matt (Hg.), *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag*, 448–480. Berlin/New York: de Gruyter.

Reichmann, Oskar und Klaus-Peter Wegera (Hg.)

- 1993 *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, Hauptreihe 12.) Tübingen: Niemeyer.

- Riecke, Jörg
 2009 Sprachgeschichte trifft Medizingeschichte. Über die Aufgaben der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ekkehard Felder (Hg.), *Sprache*, 107–129. (Heidelberger Jahrbücher 53.) Berlin/Heidelberg: Springer.
- Sandig, Barbara
 2006 *Textstilistik des Deutschen*. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schlegel, Friedrich
 1800 Ueber die Unverständlichkeit. In: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Dritten Bandes Zweites Stück*, 335–352. Berlin: Frölich.
- Sonderegger, Stefan
 1961 Das Althochdeutsche der Vorakteder älteren St. Galler Urkunden. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 28, 251–286.
- Sonderegger, Stefan
 1979 *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems*. Bd. 1: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Tatian
 ca. 830 *Evangelienharmonie des Tatian*. Handschrift, Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. Sang. 56. Online unter: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0056> (letzter Aufruf 3. 7. 2015).
- Teuber, Oliver
 1998 fasel beschreib erwähn – Der Inflektiv als Wortform des Deutschen. In: *Germanistische Linguistik* 141–142, 7–26.
- Wickram, Jörg
 [1556] 1903 Von Güteñ vnd Bösen Nachbaurn. In: Johannes Bolte (Hg.), *Georg Wickram. Werke*. Bd. 2. Tübingen: H. Laupp jr.

Jochen A. Bär; Vechta (Deutschland)